

links um und raffen auf das amerikanische Ufer zu. Sekunden später schiffen dort die Marmpfeifen, die Scheinwerfer leuchteten, und eine Wachflotte, die auf der Rauer gelegen hatte, jagte den mit Völgeln fliehenden Booten nach. Raum waren Jäger und Wild in der Nacht verschwunden, da löste sich eine Gruppe von Motorfahrzeugen vom kanadischen Ufer, und mit ihr fuhrten die Engländer in aller Ruhe nach der unbewachten amerikanischen Seite hinüber. Sie langten in dem Augenblick in ihrem Versteck an, als die Wachflotte von der ergebnislosen Durchsuchung der gejagten leeren Boote zurück kam.

Eine Woche später erhielten die Chinesen-Schmuggler durch ihren Arbeitgeber die Nachricht, daß die Rumflotte den Amerikanern einen ähnlichen Streich spielen wollte, nur sollten diesmal die ersten zwölf Boote beladen sein. Der Plan gelang, und während die Wachschiffe auf die zweite Schmugglerflotte warteten, luden die ersten zwölf Fischerboote auf dem Hauptsee, an diesen Tagen besondere Opfer darbrachten, so werden auch noch heute von den Engländern die Tage der Rumschiffe an den Stromwässern festlich begangen.

Leider hat die neue Bewässerungskultur die schönen, herblichen Ueberflutungsflächen nur die Kanadabäume als einzige Verbindungsmittel zwischen den Dörfern noch aus dem Wasser hervorragen, aus dem Antlitz Ägyptens fast gänzlich weggelassen. Waren schon früher, ja selbst zur Pharaonenzeit, künstliche Sammelbecken angelegt, um die Schlammböden zu besserer Verteilung aufzulassen, so hat die Zeit der Weltwirtschaft durch riesige Staubbänke eine bestimmte Regulierung der Wassermengen für ganz Ägypten erreicht. Aus dem nur für den Eigenbedarf bauenden Getreide- und Fruchtboden ist Ägypten dadurch ein Baumwoll- und Zuckerrohrland geworden, das dem Weltverkehr angehört.

Unter den fünf Staubbänken, welche die natürliche Bewässerung des Stromes in eine kulturelle verwandelt, ist der von Assuan der gewaltigste. Zwei Kilometer weit zieht sich die über 30 Meter hohe Granitsteinmauer mit einer Basis von ebenso viel Metern quer durch das ganze Niltal, und 180 eisernen Schleusentore regeln die Verteilung der Wassermassen. 2,7 Milliarden Kubikmeter Wasser fließt der riesenhafte Staube, und noch bis zu 300 Kilometern aufwärts ist die Erhebung des Wasserspiegels so fühlbar, daß nicht nur die ägyptischen Bauwerke der Insel Philae fast unter Wasser getaucht sind, sondern auch viele Tempel ältester Zeit an den Ufern bedroht werden. Doch soll die Millionen Quadratmeter Neulandes durch dieses Riesenwerk für die Ackerkultur gewonnen, und die Gebiete, die bei der früheren Naturbewässerung nur eine Ernte abwarfen, vermögen jetzt durch die für die Sommermonate aufgesammelten Wasservorräte drei Ernten jährlich zu liefern. Durch eine Unmenge Kanäle, Rinnale und Verteilungsanlagen kann der ägyptische Bauer auch im Hochsommer seine Kulturen nach Belieben mit Schlammböden versorgen.

Zur Regulierung der Deltabewässerung hatte der berühmte Khedive Mohamed Ali schon 1833 den Staubbau für Unterägypten zu bauen begonnen, 23 Kilometer unterhalb von Kairo, gerade an der Stelle, wo die beiden Nilarme auseinander treten. Er ist der älteste unter den neuzeitlichen Nilpfeilen. Die Staubbänke der beiden Deltastämme haben einen Kilometer Länge mit 61 Wasserlöchern und 2 Uferschleusen zur Regulierung der Schiffahrt.

Doch die Eingriffe in die Gesetze der Natur geschehen niemals ohne gewisse nachteilige Rückwirkungen: Das künstlich aufgestaute Schlammböden hat nicht dieselbe düngende Kraft wie das frei strömende, selbst ausgestoßene Flußwasser, und ein jährlich dreimal ausgebeutetes Ackerland vermag nicht Früchte von solcher Güte hervorzubringen wie ein Boden, dem die sommerliche Ruhe zuteil ward. So ist man bereits gezwungen, durch künstliche Zusätze, Chemikalien aller Art, dem ausgehungerten Boden wie der verminderten Nährkraft des Staubböden nachzuhelfen. Ob aber der Fruchtboden auf die Dauer dem standhält, was man durch die Zähmung des Flusses von ihm für immer zu erreichen hofft, darüber vermag erst eine längere Reihe von Jahren zu entscheiden.

Am Nubguch

Glückliche Insel.

Die Bewohner der im Süden des Atlantischen Ozeans gelegenen englischen Insel Tristan da Cunha haben seit März 1927 keine Post mehr erhalten, da die im Londoner Zentralpostamt gesammelten Pakete und Briefe, die nach dort hin bestimmt sind, noch so wenig zahlreich sind, hin bestimmt sind, noch so wenig zahlreich sind, hin bestimmt sind, noch so wenig zahlreich sind.

Der Mann mit dem beweglichen Schlüsselbein.

Auf eine ebenso bequeme wie eigenartige Weise verdiente sich ein früherer Offizier der englischen Luftflotte, George Williamson, seit langem sein Brot. Infolge eines Geburtsfehlers sind die beiden Teile seines rechten Schlüsselbeins nicht zusammengewachsen. Diesen Umstand machte sich Williamson zunutze, verteilte sich hoch gegen Unfall und trat dann mit der Behauptung hervor, durch einen Sturz das Schlüsselbein gebrochen zu haben. Die ärztliche Untersuchung stellte in jedem Fall auch den Bruch des Schlüsselbeins fest und die Versicherungsgesellschaften zahlten anstandslos. Seit 1922 hat Williamson auf diese Weise neunzehn Mal mit Erfolg das Schlüsselbein gebrochen und auf bequeme Weise gegen fünfzigtausend Mark „verdient“. Beim zwanzigsten Male ist die Sache aber schief gegangen. Man kann endlich hinter seine Schliche, zeigte ihn wegen Betruges an, und jetzt hat Williamson ein Jahr lang Gelegenheit, hinter schwedischen Gardinen einen neuen Erfolg versprechenden Trick auszuhecken.

Riesenwanderung afrikanischer Wildes.

Nach einem Gutachten des britischen Forschers Major A. Rodcliffe Dugmore verkehrt sich mit Erschließung des dunklen Erdteils nicht nur der Wildbestand, sondern naturgemäß auch das Revier der großen Wildtiere Afrikas zusehends. Wilde Nashörner, Nilpferde und Elefanten halten es auf die Dauer nicht in Gebieten aus, in denen eine von Jahr zu Jahr intensivere Landwirtschaft betrieben wird. Eine Massenabwanderung soll besonders in Ostafrika zu spüren gewesen sein, wie Zeitungen aus dem Tanganika-Territorium vor einiger Zeit meldeten. Das Australische afrikanische Revier wird sogar in Verbindung mit diesen Riesenwanderungen gesetzt. Auch Major Dugmore will in der wildesten Ebene von Kenna in der trockenen Jahreszeit wiederholt auf ein Flußbett gestoßen sein, wo auf der Karte fließendes Wasser angegeben war, das dort mühselig zehn Fuß Tiefe unter der Erde gewonnen werden konnte. Wandernde Tiermassen von 10 Meilen Breite und 30 Meilen Länge hat der Forscher Martin Johnson gesichtet. In einzelnen Stellen des Tanganika-Gebiets sollen nach einer Feststellung des Afrikanischen J. Solmes Scharen von Flamingos so eng aneinander gestanden haben, daß man durchsichtig von „Quadratmeilen Flamingos“ sprechen konnte.

Das Duell im Löwenkäfig.

Einen seltsamen Ehrenhandel trugen kürzlich zwei Pariser Journalisten, Dalgara und Saladin, untereinander aus, die wegen einer Berufsfrage in Streit geraten waren. Als Waffe wählte man weder Säbel noch Pistolen, sondern lebende Löwen. Die beiden Gegner verabredeten nämlich, sich in den Löwenkäfig einer Menagerie auf dem Montmartre zu begeben und den Besitzer entscheiden zu lassen, wer sich in dieser ungewohnten Umgebung am tapfersten benommen habe. Dieser sollte als Sieger gelten. Im Käfig befanden sich drei Löwen, der ruhige „Prinz“ und die beiden sehr nervösen Löwinnen Gora und Betty. Saladin betrat als erster die „Löwengrube“, eine Peltische in der Rechten, die linke Hand in der Tasche vorsichtshalber an einer verborgenen Pistole. „Prinz“ gehorchte seinen Befehlen ohne weiteres, seine Begleiterinnen schienen vor dem Zeitungsmann jedoch keinen allzu großen Respekt zu empfinden. Gora gab diesem sogar einen heftigen Klaps mit der Zunge, der Saladin zwar nicht verletzte, ihn aber einen so erheblichen Teil seiner Unausprechlichkeit kostete, daß er sich unter dem Schläger der „Zeugen“ schleunigst zurückziehen mußte. Jetzt kam Dalgara an die Reihe. Er gab seinem Konkurrenten an Tapferkeit nichts nach. Auch ihm gegenüber zeigten sich die Löwinnen höchst unfreundlich, einen Augenblick schien es sogar, als ob Betty, deren Augen in sehr unweiblicher Weise bedrohlich aufglühten, sich auf den Eindringling stürzen würde. Glücklicherweise fiel ihr Blick in diesem Augenblick auf Dalgara aus der Rocktasche ragenden ... Füllfederhalter, den sie mit ihrer blickenden Klammer wohl für einen Revolver halten mochte. Damit war es mit ihrer Angriffslust vorbei. Die Unparteilichen kamen zu dem Ergebnis, beide „Duellanten“ hätten sich so tapfer benommen, daß der Ehrenhändler als unentschieden zu gelten habe. Saladin und Dalgara zeigten sich vor dem Löwenkäfig die Hände und verließen den Löwenkäfig den eigenartigen „Kampfsitz“.

Beimot und Serne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mr. 31

Mittwoch, 28. August

1929

In den Arnberger Wald

Vom Bahnhof Freienohl (230 Meter) an der Strecke Hagen-Kassel gehen wir links bis zur Mitte des Ortes, dann über die Fußbrücke und hinter dem Schützenhaus bei Km-Stein 11,8 östlich allmählich ansteigend durch Rodenwald über die Wemmer Höhe (502 Meter) zum Entenrücken (544 Meter, 2 Std.). In der Nähe liegen zahlreiche Steinhaufen, die als Gräber-

alles Lebendige wird in ihm gegrüßt, nur nicht der Mensch:

Erde, du meine Mutter, du mein Ernährer leuchtesten weiße Blüten, und es durchfuhr uns wie ein Hauch der Ewigkeit. Ich gedachte des Spruches des persischen Dichters: „Ich könnte mir nach hunderttausend Jahren als grünes Gras vom Boden auferstehen“. Das Buch der Natur war vor uns ausgeflogen und wieder wartet ein Jahrhundert bebend und voller Erwartung auf den, der es hindurchführt, wie ein anderer es tat vor einem Jahrhundert, einer der großen Vorfahren der Natur. Es geschah, daß eine Gnade des Schicksals diesen Tag zu einem der heitersten fügte, die in diesem Sommer über dem Rhein aufgegangen, heiter, weil er uns hinführte zur ewigen Sprache des Dichters. Wir betraten die Erde, auf der Goethe gestanden, wir standen vor seinem Bett, von dem er die Sonne erblickte, wenn sie morgens auf Flammenfelsen zur ewigen Runde emporstieg. Wie es ein unglückliches Glück bedeutet zu denken, daß daselbst Goethes, ein rötlichsteigender Mond, vom geliebten Menschen, der fern weilt, erhellt wird, daß es dieselbe Glatte ist, die er niederschüttet auf sie wie auf mich, so vereint uns ewige Zeichen der Natur mit der Gestalt seines Lebens.

Wir hörten dieselben Bäume rauschen, in denen der Wind flog, der über ihn dahingestrichen war, wir sahen die Mandeln, von demselben Baume, der sie ihm schon gependet die Trauben des Weinstockes, von dem er sie gepflückt hatte. Ueber uns dieselben Kastanienblätter wie Palmen des Südens, der Vetter nach noch derselbe, die Wolken, der Wind, der blühende Strom, die Rosenfelder des Gartens, Weinlauben und die ewige Sonne.

Das Haus der Brentanos zu Winkel am Rhein wurde am Ausgang des 18. Jahrhunderts erbaut und trägt seinen Stil. Von der Linden- gasse treten wir ein in eine kleine Halle, von der ein weiches Treppenhäus in die oberen Räume führt. Hier liegen die beiden Zimmer, die Goethe bewohnte, nichts ist verändert. Dieselbe Tapete, die ruhigen grünen Vorhänge, Kommode und Arbeitstisch. An der Wand hängt eine von Goethes Hand hergestellte und bunt kolorierte Lithographie mit der Ansicht seiner Vaterstadt Frankfurt. Darunter diese von Goethe niedergeschriebenen Worte:

„Wasserfälle, Landesgröße, heitern Himmel, frohe Bahn! Diese Wolken, diese Flüsse landen auch in Winkel an.“

Hier steht schon das ausgesprochen, was in seinem tiefsten Kern seiner eigenen Zeit noch bedeutungslos erschien, was aber ein Jahrhundert später zu wirklichem Leben erblühen sollte. Denn heute hat sich im Gegenfakt zu Goethes Jahrhundert, im Gegenfakt zum Lebensgefühl der Romantik in einer Reihe rheinischer Menschen eine neue Idee in das Bewußtsein gehoben, die gewaltige Größe des Rheins als eine große Einheit, als ein riesiges Kraftzentrum aufzufassen, das nach allen Vändern seinen Strom entfendet, und da, wo der Rhein den Romanikern zum Anlaß wurde, Natur schwärmend zu genießen, schauen wir heute die Wirklichkeit des Rheins in seiner ganzen Ausdehnung, als den europäischen Nil, und diese Flüsse, diese Flüsse landen heute in Basel an, ziehend und fliegend den Rhein Stromabwärts bis Duisburg und überkalt und nicht seine Ziele und Verantwortung

Der gezähmte Nil

Von Otto Suderow - Berlin.

Das jährliche Gekochen dieses Stromes an Ägypten ist sein fruchtbarer Wasserflut. Aus dem Sezen Afrikas bringt er ihm mit, aus der tropischen Regenperiode des abessinischen Hochabflusses. Von Mai an führen die

Ein Sommertag im Rheingau

„Am Grabmal der Dichterin Caroline von Günderode“.

Von Adolf von Haxfeld.

An einem Julitag fuhren wir unter dem leuchtenden Sonnenstrahl den Rhein stromaufwärts nach Winkel, um am Grab der Dichterin Caroline von Günderode den niederzulegen, den ihr zum Gedächtnis rheinische Dichter an dem von ihnen erneuten Grabmale schenkten. Niemand von uns hat sich des Gefühls tiefer Ergriffenheit erheben können, als wir unter dem strahlenden Firmament vor dem Grab eines leidenschaftlichen Herzens standen, das sich langsam in Liebe verzehrte.

Befürzt standen wir vor der Inschrift dieses Grabes, die sie sich selbst wählte, vor dieser Inschrift, auf der sich die Buchstaben anordnen zu einem Abschiedsgruß an das Leben und alles Lebendige, an die rauschenden Wälder, an die tiefen weißen Segler der Lüfte, Pans selige Wolkenflotte, an den wehenden Wind und den fliegenden Strom. Wir standen befüßt, da wir diesen wehesten aller Abschiedsgrüße lasen, den ein menschliches Herz zu erinnern vermag, denn

ein Delia hin bis Antwerpen, Rotterdam und Gmünd.

Von Goethes Zimmer gehen wir durch den Hauptraum des Hauses. Saite Farben in Rot umhüllen ihn und verdrängen sich in den gold durchwirkten Seilen zu einem tiefen Vorpurpur. Die Treppe eilen wir hinunter und treten durch eine große Tür in den hinteren Hof. Bunte Bäume stehen da, Granatbäume, Feigenbäume, Mandeln, Pfirsiche aus Persien usw. Wahrlich: „Hier genießt die frischen Mandeln und der Wein wird wieder schmecken“. Vor uns stehen auf einem erhöhten Rondell acht große Kastanienbäume. Dahinter blühen die Rosenfelder, die in hundertfältigen Farben im Licht der Sonne funkeln. Weinlauben führen weiter und am Ende des Nebenganges strömt ein glühender Bach. Dieser Garten ist wie ein Wohnhaus der Natur. Es fallen einem solche Gärten auf Capri ein und man steht bei jeder Blicke hier wiederzufinden, ebenso auf der großen Vorfahren der Natur. Es geschah, daß eine Gnade des Schicksals diesen Tag zu einem der heitersten fügte, die in diesem Sommer über dem Rhein aufgegangen, heiter, weil er uns hinführte zur ewigen Sprache des Dichters. Wir betraten die Erde, auf der Goethe gestanden, wir standen vor seinem Bett, von dem er die Sonne erblickte, wenn sie morgens auf Flammenfelsen zur ewigen Runde emporstieg. Wie es ein unglückliches Glück bedeutet zu denken, daß daselbst Goethes, ein rötlichsteigender Mond, vom geliebten Menschen, der fern weilt, erhellt wird, daß es dieselbe Glatte ist, die er niederschüttet auf sie wie auf mich, so vereint uns ewige Zeichen der Natur mit der Gestalt seines Lebens.

Wir hörten dieselben Bäume rauschen, in denen der Wind flog, der über ihn dahingestrichen war, wir sahen die Mandeln, von demselben Baume, der sie ihm schon gependet die Trauben des Weinstockes, von dem er sie gepflückt hatte. Ueber uns dieselben Kastanienblätter wie Palmen des Südens, der Vetter nach noch derselbe, die Wolken, der Wind, der blühende Strom, die Rosenfelder des Gartens, Weinlauben und die ewige Sonne.

Das Haus der Brentanos zu Winkel am Rhein wurde am Ausgang des 18. Jahrhunderts erbaut und trägt seinen Stil. Von der Linden- gasse treten wir ein in eine kleine Halle, von der ein weiches Treppenhäus in die oberen Räume führt. Hier liegen die beiden Zimmer, die Goethe bewohnte, nichts ist verändert. Dieselbe Tapete, die ruhigen grünen Vorhänge, Kommode und Arbeitstisch. An der Wand hängt eine von Goethes Hand hergestellte und bunt kolorierte Lithographie mit der Ansicht seiner Vaterstadt Frankfurt. Darunter diese von Goethe niedergeschriebenen Worte:

„Wasserfälle, Landesgröße, heitern Himmel, frohe Bahn! Diese Wolken, diese Flüsse landen auch in Winkel an.“

Hier steht schon das ausgesprochen, was in seinem tiefsten Kern seiner eigenen Zeit noch bedeutungslos erschien, was aber ein Jahrhundert später zu wirklichem Leben erblühen sollte. Denn heute hat sich im Gegenfakt zu Goethes Jahrhundert, im Gegenfakt zum Lebensgefühl der Romantik in einer Reihe rheinischer Menschen eine neue Idee in das Bewußtsein gehoben, die gewaltige Größe des Rheins als eine große Einheit, als ein riesiges Kraftzentrum aufzufassen, das nach allen Vändern seinen Strom entfendet, und da, wo der Rhein den Romanikern zum Anlaß wurde, Natur schwärmend zu genießen, schauen wir heute die Wirklichkeit des Rheins in seiner ganzen Ausdehnung, als den europäischen Nil, und diese Flüsse, diese Flüsse landen heute in Basel an, ziehend und fliegend den Rhein Stromabwärts bis Duisburg und überkalt und nicht seine Ziele und Verantwortung

denen hat sich ein Delia hin bis Antwerpen, Rotterdam und Gmünd.

Von Goethes Zimmer gehen wir durch den Hauptraum des Hauses. Saite Farben in Rot umhüllen ihn und verdrängen sich in den gold durchwirkten Seilen zu einem tiefen Vorpurpur. Die Treppe eilen wir hinunter und treten durch eine große Tür in den hinteren Hof. Bunte Bäume stehen da, Granatbäume, Feigenbäume, Mandeln, Pfirsiche aus Persien usw. Wahrlich: „Hier genießt die frischen Mandeln und der Wein wird wieder schmecken“. Vor uns stehen auf einem erhöhten Rondell acht große Kastanienbäume. Dahinter blühen die Rosenfelder, die in hundertfältigen Farben im Licht der Sonne funkeln. Weinlauben führen weiter und am Ende des Nebenganges strömt ein glühender Bach. Dieser Garten ist wie ein Wohnhaus der Natur. Es fallen einem solche Gärten auf Capri ein und man steht bei jeder Blicke hier wiederzufinden, ebenso auf der großen Vorfahren der Natur. Es geschah, daß eine Gnade des Schicksals diesen Tag zu einem der heitersten fügte, die in diesem Sommer über dem Rhein aufgegangen, heiter, weil er uns hinführte zur ewigen Sprache des Dichters. Wir betraten die Erde, auf der Goethe gestanden, wir standen vor seinem Bett, von dem er die Sonne erblickte, wenn sie morgens auf Flammenfelsen zur ewigen Runde emporstieg. Wie es ein unglückliches Glück bedeutet zu denken, daß daselbst Goethes, ein rötlichsteigender Mond, vom geliebten Menschen, der fern weilt, erhellt wird, daß es dieselbe Glatte ist, die er niederschüttet auf sie wie auf mich, so vereint uns ewige Zeichen der Natur mit der Gestalt seines Lebens.

Wir hörten dieselben Bäume rauschen, in denen der Wind flog, der über ihn dahingestrichen war, wir sahen die Mandeln, von demselben Baume, der sie ihm schon gependet die Trauben des Weinstockes, von dem er sie gepflückt hatte. Ueber uns dieselben Kastanienblätter wie Palmen des Südens, der Vetter nach noch derselbe, die Wolken, der Wind, der blühende Strom, die Rosenfelder des Gartens, Weinlauben und die ewige Sonne.

Das Haus der Brentanos zu Winkel am Rhein wurde am Ausgang des 18. Jahrhunderts erbaut und trägt seinen Stil. Von der Linden- gasse treten wir ein in eine kleine Halle, von der ein weiches Treppenhäus in die oberen Räume führt. Hier liegen die beiden Zimmer, die Goethe bewohnte, nichts ist verändert. Dieselbe Tapete, die ruhigen grünen Vorhänge, Kommode und Arbeitstisch. An der Wand hängt eine von Goethes Hand hergestellte und bunt kolorierte Lithographie mit der Ansicht seiner Vaterstadt Frankfurt. Darunter diese von Goethe niedergeschriebenen Worte:

„Wasserfälle, Landesgröße, heitern Himmel, frohe Bahn! Diese Wolken, diese Flüsse landen auch in Winkel an.“

Hier steht schon das ausgesprochen, was in seinem tiefsten Kern seiner eigenen Zeit noch bedeutungslos erschien, was aber ein Jahrhundert später zu wirklichem Leben erblühen sollte. Denn heute hat sich im Gegenfakt zu Goethes Jahrhundert, im Gegenfakt zum Lebensgefühl der Romantik in einer Reihe rheinischer Menschen eine neue Idee in das Bewußtsein gehoben, die gewaltige Größe des Rheins als eine große Einheit, als ein riesiges Kraftzentrum aufzufassen, das nach allen Vändern seinen Strom entfendet, und da, wo der Rhein den Romanikern zum Anlaß wurde, Natur schwärmend zu genießen, schauen wir heute die Wirklichkeit des Rheins in seiner ganzen Ausdehnung, als den europäischen Nil, und diese Flüsse, diese Flüsse landen heute in Basel an, ziehend und fliegend den Rhein Stromabwärts bis Duisburg und überkalt und nicht seine Ziele und Verantwortung

da, wo die Luft und die Atmosphäre der Freiheit geboren wird, und diese Luft hat rein, klar und stark zu sein. Auch wir haben die Kraft, vor Freude am Leben um blühende Freiheitsbäume zu tanzen, auch wir essen vor Freude am Leben Blüten und Blätter unserer Gärten, auch wir haben stille Stunden freundschaftlichen Austausches. Doch wir leben gleichzeitig andere Aufgaben unserer Verantwortung. So stehen wir in dieser Verantwortung am Grabe der Dichterin Caroline von Günderode in Winkel am Rhein, an diesem Grabe, das heute noch immer versteinert ist, jedem, der selbst seinen Tod sucht, um ewig mit der Sonne zu kreisen.

Danzigs Gassen erzählen...

Von Paul Enderling.

Professor Hugo Münsterberg von der amerikanischen Harvard-Universität, selber ein Danziger Kind, sagte einmal: „In Danzig aufzuwachsen heißt: mühsam deutsche Kulturgeschichte erleben“. Er hätte hinzufügen können: deutsche Geschichte, deutsche Kunst und deutsche Tatkraft, die sich auch unter schwierigen Verhältnissen immer zäh und beharrlich durchsetzten.

Jeder Stein der alten Gassen, Türme und Kirchen erzählt von solcher herrschaftlichen Vergangenheit. Die Wellen der Geschichte umspülten sie, die Phantasie des Volkes umwohlt sie mit Sagen.

Die Straßennamen „Dämme“ erinnern an die Zeit, da dem sumpfigen Morastboden der Fußniederung Baugrund abgerungen wurde, da aus dem einsamen Fischerdorf, von dem der große Missionar Walther 997 zuerst berichtet, langsam eine Stadt entstand. Die Grabergründe beweisen, wohnten in dieser Gegend seit ältesten Zeiten germanische Völker; erst später folgten slawische Stämme herüber, die dann wieder von deutschen Handwerkern und Bauern, schließlich von den deutschen Ordensrittern zurückgedrängt wurden.

Die Lage an Weichsel und Ostsee bestimmte Danzigs Schicksal und kommende Größe. Wer an dem alten Bollwerk der „Langen Brücke“ entlang geht, erlebt alte Sagenzeiten. Dies mächtige Kastell stand schon über 60 Jahre, als der Danziger Kapitän Paul Bencke, „ein harter Seewogel“, 1473 auf seinem Schiff „Vetter von Danzig“ zum Seekrieg gegen England hier auszog. Er kaperte eine englische Galeere, die unter anderem auch das frisch gemalte Bild Memlings „Das jüngste Gericht“ barg. Es ist heute der größte Kunstschatz der Marienkirche.

Von diesen Bollwerken am Fluß gingen schon Mitte des 16. Jahrhunderts Danziger Schiffe nach Langer, Indien und Brasilien. In der Menge der Speicher, die einen ganzen Stadtteil einnehmen, drückt sich der große Handelsgedanke der Stadt aus; sie tragen ihre alten Namen wie im deutschen Süden die Wirtshäuser: wir lesen „Graue Gans“, „Waldfisch“, „Grauer Pelikan“, „Wdabar“, „Halber Mond“.

Die Langgasse, die in schön geschwungener Kurve verläuft (wie verstanden unsere Altvorväter doch, Prunkstraßen zu bauen!), erzählt in jedem ihrer schmalen, hohen, reich gegliederten Patrizierhäuser von den inneren und äußeren Kämpfen der Stadt „Nec temere nec timide“ (nicht toll, aber auch nicht furchtsam), wie Danzigs Wappenspruch heißt.

Durch diese wie triumphal der Langgasse zogen die polnischen Könige ein, die „Schutzherrn“ der Stadt, die sich jedoch stets selber zu schützen verstanden. Wie ist ein polnischer König anders denn als Gast in Danzig gewesen, höflich bewillkommen und noch höflicher verabschiedet. Wie hat auch einer dieser polnischen Könige anders als deutsch an den Rat geschrieben oder in der damaligen Diplomatensprache des Lateinischen. In diesem Rathaus liefen die Boten der Könige von Schweden, Frankreich und England ein, die ihre Thronbesteigung anzeigten — was sie gewiß nicht getan hätten, wenn Danzig nicht eine freie Stadt gewesen wäre, sondern zum polnischen Reich gehört hätte.

Der Stadtkern, ein stolzer Ueberrest der einstigen mächtigen Stadtbefestigung, erinnert an jene Zeiten, da Danzig für seine Freiheit und Selbstständigkeit Gut und Blut hergab. Die heldenhaften Kämpfe spielten um das Jahr 1577, da der tatkräftige Polenkönig Stefan Batory die Stadt seinem Reich einverleiben wollte. Das schmähliche Deutsche Reich sah tatenlos zu, wie dieser wichtige Vorposten des Deutschen im Osten sich allein gegen einen schier übermächtigen Feind zur Wehr setzte. Wie die Stimmung der Danziger war, zeigt ein Ratsdekret jener Tage, das zum Widerstand auffodert: „Jeder hat das Recht zur

Notwehr, der Ochse seine Hörner zum Stoßen, das Kind in der Wiege seine Nadel zum Kratzen...“ Auf dem Vangermarkt stehen noch die Paläste, die den öffentlichen Schwur der Menge angehört haben: „Ich schwöre, daß ich treu und gehoramt sein will und für die Freiheiten, Privilegien und Gerechtigkeiten dieser guten Stadt Leib, Leben, Gut, Ehr und Blut treulich drangesehen will, solange mir Gott Leib und Leben verleiht wird!“ Dieser Eid ist gehalten worden; nach einer Belagerung von sechs Monaten mußte das Heer der Polen und Tataren abziehen, und Danzig blieb eine freie deutsche Stadt.

Der reiche Schmuck der Häuser und Hallen, nicht zuletzt der Zeughäuser und des Artushofes am Vangermarkt, verrät den steigenden Reichtum der aufstrebenden Stadt. Wundervoll ist das Palmengartenstück des Artushofes, der jahrhundertlang bis heute festlichen Empfängen diente. Auch hier ein „Jüngstes Gericht“, von lustiger Sage umgeben. Der Maler Anton Möller soll der beherrschenden Figur der Weltlust die Züge der Bürgermeisterstochter gegeben haben — aus Rache, weil die stolze Maid dem Künstler einen Tanz beim Marienfest verweigerte. Er bekam den Befehl, sich zur Strafe auf dem Schiffe unten zu konterfeien, das die Verdamnten zur Hölle fährt. Er tat es notgedrungen, malte aber, was man ihm nicht verbieten konnte, seine Braut am Ufer, wo sie mit einem Bootshaken das Schiff zurückhält.

Jüngste sollen einst nach Feierabend, „um Gottes Lohn“, wie die Chronik sagt, das große Wahrzeichen Danzigs, die Marienkirche, errichtet haben. In diesen aufgetürmten Steinmauern lebt noch der trauige Geist der Vordäter in diesen hohen Hallengewölben der frommen, dem Himmel zustrebenden Sinn. „Sarcum corda!“ (Die Herzen empor!) lautet die Inschrift einer der großen Glocken des Marienturms.

Umrundet von Sagen, wie von den Wellen der nahen Ostsee, ist diese größte Kirche des deutschen Ostens, an der man 170 Jahre baute, in stillen und in stürmischen Tagen, wo die Rechte die Kelle führte und im Gurt das Schwert hing. Hart und blutig wie jene Zeiten sind auch diese Sagen.

Ein Urmacher wollte auch seinen Anteil am heiligen Werk haben und schuf die Wunderuhr, die heute noch im hohen Gewölbe steht. Als sie enthüllt wurde, zeigte sie Sonne und Mond in ihrem Lauf und den Gang der Planeten: Figuren der Sonntagsevangelien schritten auf und ab. Bei jedem Stundenschlag trat ein Apostel auf die Galerie, und Adam und Eva zogen die Stundenglocke. Mächtig stand die Uhr still, und das Volk raunte, der Rat habe den Künstler blenden lassen, damit er kein zweites Werk für andere schaffen konnte, aber der Blinde habe aus Rache ins Gewölbe seiner Uhr gegriffen, bis sie mit schrillum Aufschrei stehen blieb.

Und das Kreuzfigür in der Kapelle zeige nur deshalb einen so edlen Schmerzensausdruck des Gekreuzigten, weil der Meister, an seinem Können verzweifeln, einen Mann ans Kreuz geschlagen und an ihm den Kopf studiert und nachgebildet hätte.

Alles erzählt in dieser Kirche: die alten, zerlegten Fahnen berichten von blutigen Tagen, die steinernen Grabplatten, die den Fußboden bilden, von den hier schlummernden Patriziern eine Platte erinnert an den schlesischen Dichter Martin Opitz, der in Danzig, wohin er vor dem dreißigjährigen Krieg geflüchtet, von der Pest ermordet wurde und hier seinen letzten Schlaf schlief.

In der benachbarten Heilige-Geist-Gasse zeigen Tafeln die Geburtsstätte des friderizianischen Zeichners Chodowiecki, der trotz seines Namens ein herzoglicher Mann war, des Philosophen Arthur Schopenhauer. Auf „Vierfeldt“ lebte im 17. Jahrhundert der große Astronom Hevelius, der eigentlich „Hewelke“ hieß und neben der irdischen, vom Vater erbten Kunst des Bierbrauens die himmlische Wissenschaft betrieb. Wenn die Brauerknechte — so berichtet die Volkslage — Feierabend machten, riefen sie zu seinem Fenster herauf: „Herr Hewelke, nu gahne mi!“ (Nun geh mir). Als nun Hevelius die Augen zum letzten Male schloß, schrieb sein Papagei in die Stille der Zeichenfeier hinein: „Herr Hewelke, nu gahne mi!“

Alles in Danzig erzählt. Auch die beiden Pömen, welche die Volutrabe der Freitreppe des Rathauses zieren. Sie blicken nicht wie andere heraldische Wappentiere nach rechts und links — sie sehen beide nach der gleichen Seite: zum Tor der Stadt. Ein Versehen des Steinmetzen an solcher Stelle? O nein, der Volksmund hat es besser: In den Zeiten, da der Feind vor Danzigs Toren steht, blicken sie warnend und maßnend dorthin. Wenn bessere Zeiten

kommen, werden sie wieder nach beiden Seiten schauen. Vielleicht deuten sie auch deshalb zum prunkvollen Bau des Langgassentors, weil dort zwei bedeutungsvolle Sprüche eingemeißelt sind, die in unseren Tagen volles Echo finden mögen: „Durch Eintracht wachsen kleine Staaten, durch Zwietracht stürzen die großen“ und das Palmwort: „Es mußte Friede sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!“

Kirchweih

Ein vergnügtes Kapitel Volkskultur...

Von Alois Brunner.

„D' Kirchweih is kumma, d' Kirchweih is dal Kirchweih gang nimma, bleib allweil dal!“

Ja, das könnte Euch so passen, das ganze Jahr über Kirchweih feiern, tanzen, singen, jodeln, lieben, essen und trinken! Aber wo soll's Geld herkommen? Das Finanzamt — drei Kreuzer dahinter — sorgt schon dafür, daß den Steuerzahlern nicht zu wohl wird. Doch so zwei oder drei Tage im Jahr, wo der Mensch ein bißchen aus dem Häusel kommen und sich seines Lebens freuen darf, gönnt es uns schon aus praktischen Gründen. Denn es ist ja ein altes Rezept tiefergründiger Staatsweisheit, daß man das Volk bei guter Laune erhalten und seiner Lebenslust ein Sicherheitsventil geben soll, damit sie nicht zur unrichtigen Zeit einmal explodiert.

Also wir haben Kirchweih! Zum vierten Male in unserer Geschichte, das wissen wir nicht, denn die Kirchweih verliert sich ins graue Mittelalter zurück. Wer sie erforschen hat — in dem Sinne des heutigen Volksfestes natürlich — ist unbekannt. Mit Bestimmtheit steht nur fest, daß sie, wie schon ihr Name sagt, ursprünglich eine kirchliche Erinnerungsfeier an die Weihe eines Gotteshauses war. Eines Tages im Mittelalter mag nun ein verlässlicher Pfarrer auf den Einfall gekommen sein: „Wie wär's, wenn Du den Stammarkt im Herbst, wo Deine Leut' ein bißchen gar sehr lustig sind, auf den Kirchweihstag verlegen täte!“ Dann haßt Du's alle schön beieinander. Zuerst können beten, dann reden, mit einander handeln, trinken, tanzen, ein bißchen schreien, und wenn's einem aus lauter Freud' den Schädel zerbrechen ist die letzte Delung auch gleich bei der Hand.“ Der Pfarrer hatte Recht. Die Kirche fuhr gut bei der neuen Einrichtung, weil auch anderer Sünder in Anbetracht der nachfolgenden Gaudi ins Kirchweihdorf kam und sich die Leuten lesen ließ. Der Stammmarkt dagegen, was sonst noch im Laufe der Zeit dazu kam, war recht gut besucht, weil nicht nur die Jugend dabei war, sondern auch die geistlichen Leute sich einstellten, besonders aber die alten Weiberlein, des Herrn Pfarrers treue Garde.

Aus praktischen Gründen wurde die Kirchweih dann, ganz ungeachtet des Namenstages des betreffenden Heiligen, dem das Gotteshaus geweiht war, in die Zeit nach der Ernte, mit Vorliebe in die zweite Hälfte des August, verlegt. In manchen Gegenden wieder findet die Kirchweih erst im Oktober statt. Die ganz Schläuen natürlich feiern es bei jeder dieser beiden Gelegenheiten, und man nennt dann wohl das eine Fest die Alt-, das andere die Jungkirchweih.

Eine vernünftige Kirchweih dauert mindestens zwei Tage, und ihr folgt meistens am nächsten Sonntag eine ordentliche Nachfeier. Lustig sein, seine Sorgen vergessen, lärmende Lebenslust beweisen, das sind die Leitmotive des Festes. Einmal im Jahr muß sich der Mensch nach Herzenslust austoben, satt essen und satt trinken. Das haben unsere Vorfahren vor Jahrhunderten schon getan. Warum sollen wir es nicht ebenso halten? Natürlich nur so weit es nicht „kultivierter“, d. h. verhältnismäßig schwächerer Magen es aushält. Mit Reid nehmen wir zum Beispiel nur einmal das Festessen, das ein deutscher Bischof vor sechs Jahrhunderten bei einer Kirchweih für arm und reich auffahren ließ: Da gab es Tieruppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig als Einleitung, dann einen Riesentopf Hirsebrei, hierauf Schafschwein mit Zwiebeln — letztere in Anbetracht ihrer heilsamen Einwirkung auf die Verdauungsorgane in erheblichen Mengen — und nun gebratenes Schuhn mit Zwetschen. Halt! Damit war die Geschichte aber längst noch nicht zu Ende, denn nachdem sie das letzte Süßherbe abgenagt hatten und sich mit dem Handrücken durch den fettigen Bart gefahren waren, schauten die Festgenossen nach mehr aus. Sie brauchten nicht lange zu warten: Erst kam Stockfisch mit Öl und Rosinen, dann in Del

geschwener Blei, hierauf „gehochter“ von mit Pfeffer und gerösteter Bückling in Senf. Hier trat wieder eine kleine Verdauungspause ein. Dann wurden sauer gelotene Weißfische und gebackene Barben aufgeföhrt. Zum Schluß kamen hartgebackene kleine Vögel aller Art mit Rettich und Schweinskeule mit Gurken auf den Tisch. Auf jede Nachspeise oder auf Obst legten die Kirchweihleute von damals keinen Wert. Umso größerer dagegen auf die Getränke, in der Hauptsache auf Bier. Die Mengen, die hierupon verteilt wurden, entsprachen ganz den Leistungen im Essen. Und nur dem guten, süßigen Bier war es zu verdanken, wenn derartig gewaltige Eßleistungen dem Magen nichts schaden konnten.

Natürlich verlangt ein ordentliches Kirchweihessen vor besserer Verdauung anschließend etwas Bewegung. Tanzen ist die feinste Art, und die heutigen Kirchweihlecherbissen, als da sind Schweins- und Kalbsbraten, Bratwürste und Kirchweihnudelein, im Magen gehörig zusammenpacken zu lassen und Platz für Neues an festem und flüssigem zu schaffen. Deshalb beginnt der Kirchweihnachmittag auch immer mit Tanz. Dann gibt es allerlei Volksbelustigungen, so einen Wettlauf für Mädchen oder ein Schachspiel für vorgeschrittene Jungfrauen — soweit es solche bei den augenblicklichen Verjüngungsbestrebungen der Damen noch gibt — oder einen freundschaftlichen Ringkampf zwischen den „Buben“ zweier Dörfer oder ein regelrechtes „Raufens“.

Noch etwas darf bei einer ordentlichen Kirchweih nicht fehlen: eine Verlosung. In der einen Gegend läßt man das Glücksort oder eine auf einem Pflock rotierende Wirtgabel darüber entscheiden, wer den Kirchweihhimmel gewinnen soll; andernwo wieder bietet der schon aus alter Zeit stammende Glückshafen einem größeren Kreise Gewinnmöglichkeiten. Freilich war der Ruf, der dieser Einrichtung in früheren Jahrhunderten anhaftete, als es noch keine Kontrolle gab, recht schlecht; trotzdem erzielten die Verlosungen oft erstaunlich hohe Umsätze. So brachten es die Nürnbergers vor vierhundert Jahren einmal auf achtzigtausend Rofe, und in Augsburg konnte man im Glückshafen Häuser gewinnen.

Was ein guter Bauer ist, der vergift selbst über allen diesen Kirchweihvergünstigungen nicht sein Vieh. In manchen Dörfern war es Sitte, Ochsen und Kühe an diesem Tage mit Bändern zu schmücken und auf ein besonders gut gepflegtes Wiesenstück oder Kleefeld zu treiben, damit das liebe Vieh auch seine Freude hatte. Natürlich verfehlten die Landleute nicht, die unter jenen Umständen versammelten Tiere ihrer getreuen Freunde, Nachbarn und Bekannten mit kritischem Blick zu mustern; damit war die erste landwirtschaftliche Schau geschaffen.

Himmelsrundschau für September 1929

Von Max Valier.

Zu Beginn des September geht die Sonne um 5 Uhr 15 Minuten, zu Ende des Monats um 6 Uhr 00 Minuten auf und am Monatsanfang um 6 Uhr 45 Minuten gegen 5 Uhr 40 Minuten abends unter. Diese Angaben beziehen sich auf Ortszeit.

Den Himmelsplan finden wir zur Monatsmitte um 10 Uhr nachts in der nachfolgenden beschriebenen Stellung: Gegen Nord-Nordwest steht der Große Bär gewissermaßen auf dem Horizonte. Seine sieben Hauptsterne, die man als den Himmelswagen bezeichnet, leuchten besonders klar und eindringlich. Zwischen dem Wagen und dem Himmelspol, für unsere Blickrichtung also oberhalb des Wagens, schlängelt sich der Drache und gliedert die schwachen Sterne des Kleinen Bären. Zwischen Nordwest und West, tief am Gesichtskreis, schaut sich der gewaltige Riesen Rakturus im Bootes eben an unterzugehen. Links ein wenig höher glänzt der Hauptstern Gemma in der nördlichen Krone. Genau über Westen blinken die obersten Sterne des Schlangenkopfes noch eben über den Horizont, und links von ihnen breitet sich der Schlangenträger mächtig aus, während über ihm, schon ziemlich tief, die Hauptsterne des Herkules leicht aufzudecken sind. Tief im Südwesten verschwinden eben die letzten Sterne des Schützen, während das Tierkreiszeichen Steinbock den Himmelsraum tief rechts bei Süd erfüllt. Im Meridian selbst, etwas höher schon und in günstiger Stellung, zeigt sich der Wassermann. Ueber ihm bilden die Sterne des Wegaus die bekannte ausgedehnte Figur. Rechts davon schließen sich in mittlerer Höhe die Sternbilder Delphin und Adler an, während steil,

An mein Vaterland

In einer auswärtigen Zeitung stand neulich das nachstehende kleine Gedicht eines Auslandsdeutschen, Tekla v. Neufell, in Belgien in Argentinien, das verdient, allen Deutschen bekannt zu werden:

Kein Baum gehört mir von deinen Wäldern,
Wein war kein Saft von deinen Roggenfeldern,
Und schau dich hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich mehr, und weniger mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland.

Hat es auch Mama nicht auf mich geregnet,
Ja doch dein Himmel reichlich mich gesegnet,
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand,
Doch schöner blüht als Palmen und Zitronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine.
Wie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden
Und knüpft dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O, würden jene die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Wald wüchsest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand!
Und machtest dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das schönste bist, mein Vaterland!

nahe dem Scheitelpunkt, Schwan und Leyer ihre Hauptsterne Deneb und Wega blitzen lassen. Werden wir den Blick nun wieder tief nach dem Südlichen hinab, so zeigt sich links vom Meridian einsam und darum doppelt auffällig der in unseren Breiten nur selten sichtbare Riesen erster Größe Komahaut, der Hauptstern im südlichen Fisch. Links von ihm ist das Himmelsfeld ein gutes Stück ziemlich sternreich. Erst über Südosten glänzt eine größere Zahl hellerer Sterne, die sämtlich dem Waifisch angehören. Dagegen bilden die vielen schwachen Sterne oberhalb des Waifisches das Tierkreisbild der Fische. Links und etwas höher schließt sich der Widder an. In größerer Höhe, schon steil zu nennen, strahlen die schönen und gleichmäßig hellen Hauptsterne der Andromeda. Zwischen Osten und Nordosten erheben sich Sternbilder, die im vorigen Monat zur Verichtsstunde noch nicht zu sehen waren und die das Geramachen des Winters verkündigen. Der helle, gelbliche Stern, der genau in Ost-Nordost aufsteht und sich schon vorher durch die sieben Plejaden ankündigt, ist Aldebaran am Stier, der weiß glühende Stern höher über Nordost Capella im Fuhrmann. Zwischen diesem und der Andromeda schlingt sich die Sterngruppe des Perseus in den Rand der Milchstraße, die hier über Nordosten aufsteigt, über den Scheitelpunkt des Himmels zieht und im Südwesten den Horizont wieder erreicht. Von den sogenannten Riesenplaneten bilden fünf der man die noch nicht erwähnten Cepheus zwischen dem Plejadern und dem Zenith, die Cassiopea gegen Südost und die Giraffe gegen Nordwest vom Pole abgewendet.

Ueber die Sichtbarkeit der Planeten im Monat September ist folgendes zu bemerken: Merkur entfernt sich zwar am 12. September östlich am weitesten von der Sonne, hat aber zu sehr südliche Deklination und tritt deshalb in den Dünsten der Dämmerung nicht hervor. Venus deutet auch im September noch Morgenstern, doch nimmt ihre Sichtbarkeitsdauer von 3½ auf 2½ Stunden ab. Mars bleibt im Berichtsmonat unsichtbar. Jupiter, der Riese unter den Planeten des Sonnenreiches, beherrscht durch seinen unerhörten Glanz über Osten immer mehr die Stunde der Mitternacht. Er ist auch für kleinere Fernrohre ein überaus lohnendes Beobachtungsobjekt, da seine 4 schon von Galilei entdeckten großen Monde durch ihre abwechselnden Stellungen, ihre Verfinsterungen hinter und Vordurchgänge vor der Jupiterfläche immer neuen Reiz für den Beobachter darbieten. Saturn ist am Abendhimmel bis gegen 9 Uhr nachts tief über Südwest, etwas rechts vom Schützen zwar noch zu finden, steht aber für feinere Beobachtungen mit starker Vergrößerung bereits zu tief. Uranus nähert sich seiner am 3. Oktober eintretenden Opposition, steht also sehr günstig, ist aber trotz-

dem wegen seiner zu großen Sonnenentfernung für kleinere Fernrohre kein lohnendes Objekt, ebenso wenig wie Neptun.

Da der Neumond am 3. September, der Vollmond am 18. eintritt, wird die Beobachtung unseres Trabanten um die Zeit des ersten Viertels am 10. September am lohnendsten sein, doch steht der zunehmende Mond leider recht tief über dem Horizont. Erst das letzte Viertel fällt in günstige, steile Himmelslagen, wenn die Anwendung starker Vergrößerungen gestattet.

Die Sonne nähert sich jetzt immer deutlicher der Zeit einer abnehmenden Fleckentätigkeit, doch sind Ueberraschungen durch das plötzliche Auftauchen neuer großer Fleckengruppen immer noch möglich.

Schmuggel mit Menschen

Die Vereinigten Staaten, das Land chinesischer Sehnüchtheit. — Die genossene Küstenwache flutete.

Von Ludwig Haxlinger - London.
Kein Land reist die Schmuggler derart wie die Vereinigten Staaten, die Hordung des Proletariats, und ein Zweig ihrer Tätigkeit ist dem Lande eigentümlich: der Schmuggel mit Menschen. Seitdem die neuen Einwanderungsgesetze den vor dem Krieg fast ungeheuren Zugang der Ausländer, der im Jahre 1913 rund 1,2 Millionen betrug, auf 307 000 im Jahre 1928 vermindert haben, ist der Schmuggel zu einem einträglichen Geschäft geworden. Besonders die Chinesen scheuen keine Kosten, um in das Land zu gelangen, das ihrem Fleiß die besten Verdienstmöglichkeiten bietet. Die Ueberwindung der passigen Rüste ist aber derartig hart, daß hier keine Aussicht auf ein glückliches Einschmuggeln besteht. Dagegen sind die Ufer des schmalen Detroitflusses, der Verbindung zwischen dem St. Clair- und dem Erie-See, hier zu geschaffen, um so mehr als den Gelben die Möglichkeit offensteht, raschstens in der Millionenstadt Detroit zu verschwinden. Hier hat eine starke Schmugglergilde eingeleitet, von der J. R. Wilson in „Wide World“ erzählt:

Zwei arbeitslose junge Engländer sahen in einem Kaffeehaus im kanadischen Windsor, Detroit gegenüber. Da setzte sich ein Fremder ohne weitere Umstände an ihren Tisch: „Sucht Ihr Arbeit?“ — „Ja.“ — „Ich habe Beschäftigung nur Euch. Wendet Euch morgen an diese Adresse.“

Am anderen Tage sahen die Engländer in einem reich ausgestatteten Raum einem Kanadier gegenüber: „Es handelt sich darum, Chinesen in einem Motorboot über den Fluß zu schaffen. Fünftig Dollar Wochenlohn für jeden vom Euch und zehn Prozent von jeder Schmuggelgebühr die rund fünfundzwanzig Dollar beträgt. Mit den handhablichen Gesetzen kommt Ihr nicht in Konflikt, dagegen können Euch drüben fünf Jahre Gefängnis blühen, wenn Ihr Euch erwischen laßt. Doch die Sache ist verhältnismäßig einfach. Ihr legt Euch mit einem ganz neuen Rennboot jeden Abend hier am Ufer im Bereitschaft. Ich bringe Euch die Chinesen, die unsere Agenten in Kanada aufgetrieben haben. Drüben am anderen Ufer steht ein Vertauschungsamt von uns, der Euch ein Lichtsignal gibt, wenn die amerikanische Seite gefahrlos ist. Dann müßt Ihr mit Vollgas auf die Stelle zu halten, wo das Licht aufleuchtet, die Chinesen dort absetzen und sofort zurück fahren.“

Wohin darauf war die erste Kabine „Bare“ zu besorgen, sieben Chinesen. Das Lichtsignal bligte auf, und die Engländer schossen aus dem Uferschiff. Mächtig rief ein scharfer Ruf das Boot herum. Ein Tau hatte sich in einer Burchel im Flußbett festgehakt. Es wurde gehapt, und das Boot jagte auf den Fluß hinaus. Da bligte drüben am anderen Ufer das rote Zeichen „Gefahr!“ auf. Maschinengewehrfeuer peitschte über das Wasser. Das Licht erlosch. Die Engländer warfen ihr Boot herum und erreichten in dem Augenblick das schwebende Schiff, als im Fluß die Scheinwerfer von drei Küstenwachschiffen aufblitzten. Der geringe Aufenthalt hatte sie davor bewahrt, daß ihre erste Schmuggelfahrt im Detroit Gefängnis endete. Eine Viertelstunde lang kreuzten die Amerikaner in unmittelbarer Nähe des Vertices, dann jagten sie Stromaufwärts davon. Wenige Minuten später festigten die Engländer ihre Passagiere am unbewachten amerikanischen Ufer ab.

Den beiden Engländern gefiel das Geschäft. Ihre nächsten Fahrten wurden eine Zeitlang kaum gestört, weil die Bootboote genug mit den immer häufiger auftretenden Rumschmugglern zu tun hatten. Eines Nachts beobachteten die Chinesenfahrer, die mit voller Fracht auf das Signal warteten, eine Flottille von 12 Motorbooten. Diese schossen in Kette dem Fluß hinunter, machten plötzlich auf Kommando